

ANNA THALER

DAS LAND,
VON DEM WIR
TRÄUMEN

ROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe 2022
Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Monika Beck

Covergestaltung: Guter Punkt, München

Coverabbildung: Collage aus einem Motiv von

Shelley Richmond/Trevillion Images
und mehreren Getty Images Motiven

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-52783-2

2 4 5 3 1

*Für Fabienne,
weil sie unermüdlich motiviert*

Personen

Die Familie Bruggmoser (Ponte)

Franziska * 1902

Die Eltern Ludwig * 1863 und Teresa * 1867, Viehbauern

Leopold * 1889, Hoferbe, ältester Bruder

Rudolf * 1891 und Stefan * 1894, die mittleren Brüder, im Krieg
gefallen

Andreas * 1898, jüngster Bruder

Außerdem leben auf dem Hof

Johanna und Josepha Pocol * 1911, Zwillinge, Kriegswaisen aus
dem Fassatal, entfernte Cousinen

Knecht Wilhelm Leidinger * 1894

Magd Rosemarie Laner * 1906

Personen im Dorf

Franz Hinteregger (Aldossi), Tischler

Sohn Franzl, Franziskas Schüler

Anton Wenger, Fleischhauer

Sohn Simon, Aushilfe auf dem Hof

Adolf Hofer, Kurat

Sepp Oberleitner, Viehbauer, Besitzer des Nachbarhofes

Tochter Agnes, Franziskas Schülerin

Personen in Meran

Israel Taube * 1859, Goldschmied, verwitwet

Leah Taube * 1903, seine Tochter; Franziskas engste Vertraute
und beste Freundin

Aaron Rosenbaum, angehender Rechtsanwalt

Valentin Döhner, Heilpraktiker

Stefan Gruber, Kaufmann

Elsa Burghofer, pensionierte Lehrerin

Enkel Wolfgang Senner, Schüler

Carabinieri

Maresciallo Marcello Capelletti

Brigadiere Fausto Milella

Weitere Personen

Domenico Bellaboni, Obsthändler aus Ligurien

Sohn Emilio, eine gute Partie

FRÜHJAHR 1925

1

Post aus Rom

Manchmal genügte eine Kleinigkeit, und das Leben zerbrach in tausend Scherben.

Mutlos starrte Franziska auf den Brief in ihrer Hand. Sie konnte es noch immer nicht begreifen. Sie wollte es nicht begreifen.

»Ich hatte wirklich gehofft, dass ich da etwas missverstanden habe«, murmelte sie mehr zu sich selbst. Unruhig rutschte sie auf der unbequemen Holzbank umher. Sie ließ die Hand mit dem Brief in den Schoß sinken und strich mit der anderen einen Saum an ihrem Kleid glatt. Ihr Blick wanderte über die sorgfältig angelegten Rabatten, wo Frühlingsblumen sich nach einigen warmen Sonnentagen einen Wettstreit um die leuchtendsten Blüten lieferten. Dahinter führte der gepflasterte Uferweg an der Passer entlang. Ein gusseisernes Geländer säumte die tief liegende Böschung. Der Fluss plätscherte unbekümmert an der Wandelhalle und den Promenadenwegen vorbei und bahnte sich seinen Weg mitten durch die Stadt, bis er sich ganz im Westen Merans mit der Etsch vereinigte.

»So ein Fluss hat es leicht. Der weiß, wo er herkommt, wo er hinmöchte, und muss sich unterwegs auch nicht weiter darum kümmern. Wasser bahnt sich immer einen Weg.«

Neben Franziska lachte Leah laut auf. »Ist das dein Ernst? Die Passer fließt schon seit Jahrtausenden immer dieselbe Route. Wie langweilig! Und sollte der Fluss sich einmal ein neues Bett graben wollen, dann verhindern die Menschen es und zwingen ihn auf einen anderen Weg.«

»Ja, so wie mich die Regierung zwingt, mir einen neuen Beruf zu suchen.« Franziska konnte die Bitterkeit nicht aus ihrer Stim-

me heraushalten. Noch niemals in ihrem Leben war sie so enttäuscht, hatte sich so ratlos und hilflos gefühlt. Und ihr Vater fand das scheinbar alles nicht einmal schlimm.

Leah legte ihre schmale Hand auf die ihrer Freundin. »Genug von diesen Philosophien über den Fluss und den Lauf der Dinge. Was willst du jetzt tun?«

»Ich weiß es nicht, das ist es ja.« Franziska faltete den Brief sorgfältig und steckte ihn zurück in den Umschlag. So schrecklich sein Inhalt war, er war immer noch ein amtliches Dokument, und mit so etwas ging sie ordentlich um. »Was bleibt mir denn noch übrig? Ich habe meine Ausbildung als Lehrerin mit Bravour bestanden. Als Jahrgangsbeste! Dann komme ich zurück aus Innsbruck und will endlich unterrichten, doch statt der Berufung an eine Schule erwartet mich ein Brief mit Berufsverbot.« Sie brach ab und unterdrückte den Impuls, den Brief wieder aus dem Umschlag zu ziehen und Leah zu bitten, ihn abermals zu überprüfen. Vielleicht war das alles doch nur ein riesiges Missverständnis. Es musste ein Versehen sein. Gedankenverloren zupfte sie an dem dicken dunkelblonden Zopf herum, der ihr nach vorne über die Schulter gefallen war. Als sie sich dessen bewusst wurde, warf sie ihn zurück auf den Rücken.

»Weil ich kein Italienisch spreche«, murmelte sie leise. »Ich darf nicht unterrichten, weil ich nur Deutsch spreche. Sie sagen, die Kinder sollen Italienisch lernen. Meinetwegen, das schadet sicher nicht. Aber warum dürfen sie ihre eigene Sprache nicht mehr lernen?« Franziska warf ihrer Freundin einen flehentlichen Blick zu und spürte, wie Leah zur Antwort tröstend ihre Hand drückte.

»Und wenn du selbst Italienisch lernst? Ich könnte meinen Tata bitten, sich nach einem Lehrer umzuhören. Es ist eine schöne Sprache, und jemand wie du beherrscht sie im Handumdrehen.« Leah erhob sich von der Bank und zog sie auf die Füße. »Komm, wir gehen ein Stück.«

Franziska hakte sich bei ihr unter. »Was soll ich Italienisch lernen?«, widersprach sie missmutig. »Selbst dann darf ich kein Deutsch unterrichten. Außerdem spricht doch kein Kind Italienisch! Mal ehrlich, teilweise sprechen sie nicht einmal Deutsch, sondern irgendeinen Dorfdialekt oder Ladinisch. Wie sollen wir uns denn da noch verständigen? Und außerdem ...«

»Außerdem was?« Leah blieb stehen.

Franziska ließ den Kopf hängen. »Wenn ich Italienisch lerne, werden sie im Dorf behaupten, ich kollaboriere mit den neuen Machthabern. So wie sie es ohnehin schon über meine Familie sagen. Sie nennen meinen Vater hinter seinem Rücken *Luigi*, und das meinen sie nicht nett, glaub mir.«

»Seit wann scherst du dich darum, was andere sagen?«

»Tu ich nicht, und das weißt du genau. Aber es bleibt ja nicht dabei, dass sie nur schlecht reden. Ich möchte meine Freundschaften im Dorf nicht aufs Spiel setzen, verstehst du das?«

Leah blieb stehen und runzelte die Stirn unter ihrer dunklen Lockenmähne. »Nicht ganz. Was ist eine Freundschaft schon wert, die nur auf Oberflächlichkeiten beruht? Weißt du, wie viele Meraner, gerade die, die sich für etwas Besseres halten, behaupten, sie wären Freunde meiner Familie?« Sie ballte die Hände unbewusst zu Fäusten. »Weil wir Geld haben. Weil mein Vater ein erfolgreicher Geschäftsmann ist und dazu einer der besten Goldschmiede weit und breit. Was glaubst du, was passiert, wenn die Stimmung wieder gegen uns Juden umschlägt? Wer sich dann noch offen als unsere Freunde bezeichnet?«

Franziska blickte ihre Freundin trotzig an. »Ich?«

Einen Moment lang schien Leah zu verblüfft, um etwas zu antworten. Dann nickte sie langsam. »Siehst du. Und genauso wenig würde *ich* mich von *dir* abwenden, wenn du Italienisch lernst, um Lehrerin zu werden. Weil ich wüsste, wie glühend du

dir wünschst, Kindern etwas beizubringen. Und das solltest du.« Sie setzte ein schelmisches Lächeln auf. »Ansonsten wirst du jede Gelegenheit nutzen, andere zu belehren, und das wäre ja kaum zu ertragen.«

»Wie bitte? Belehre ich dich etwa?«

Leah grinste. »Manchmal versuchst du es. Es gibt da diesen tadelnden Blick, mit dem du mich dann ansiehst, weißt du? Deine Augen mögen unschuldig blau sein, aber wenn du mich damit durchbohrst und zu einem Monolog ansetzt ...« Sie wedelte vielsagend mit der Hand.

Franziska knuffte sie in die Seite. »Du bist fies!«

»Ich bin deine beste Freundin. Wenn ich nicht ehrlich zu dir sein darf, wer dann?«

»Ehrlich, pah. Ich glaube, ich muss dich noch ausführlich in Bezug auf Diplomatie und Anstand belehren!«

Sie schauten sich an. Franziska spürte, wie ihre Mundwinkel zuckten. Leah versuchte sich an einem scheinheiligen Gesicht, sie faltete sogar die Hände vor ihrer Brust, wie zum Gebet. Dann fingen beide wie auf Kommando lauthals an zu lachen. Vorbeigehende Passanten betrachteten die beiden jungen Frauen und schüttelten mit unverhohlener Missbilligung den Kopf. Es war Franziska gleichgültig. Und das war es, was Leah ihr hatte sagen wollen, oder nicht? Sie musste ihren eigenen Weg finden, durfte sich nicht ausschließlich darum scheren, was die Gesellschaft von ihr erwartete oder ob ihre Nachbarn den Wert einer Freundschaft danach bemaßen, welche Sprache sie zu lernen bereit war.

Sie holte tief Luft, allmählich ging ihr die Puste aus. »Ich muss gleich los. Mein Bruder holt Mutti und mich um drei Uhr am Bahnhof ab.«

Leah strich ihren Rock glatt und hakte sich unter. »Dann begleite ich dich. Ich habe heute nichts mehr vor.«

»Zu gern, dann komm.«

Gemeinsam setzten sie ihren Weg fort.

Franziska ließ den Brief von einer Hand in die andere wandern. Nach einigen Schritten nahm sie den Faden wieder auf und sprach aus, was sie beschäftigte. »Also gut, ich denke ja, dass die, die mich gut kennen, auch weiterhin zu mir stehen würden, wenn ich wirklich Italienisch lerne. Sie würden verstehen, warum ich es mache: um meinen Traumberuf auszuüben und nicht, um diesen Beamten zu gefallen, die aus dem Süden gekommen sind und jetzt das Sagen haben. Aber mir erscheint es doch selbst nicht richtig. Ich mag meine Sprache. Was für einen Sinn hätte es, Lehrerin zu sein und sie niemandem beibringen zu dürfen? Sicher, ich kann die anderen Fächer auf Italienisch unterrichten, aber um Deutsch zu lernen, müssten die Kinder auch Deutsch sprechen, lesen und schreiben.«

»Das stimmt wohl.«

»Und es ist die Sprache ihrer Eltern und Großeltern.«

Leah schwieg, doch Franziska wusste, dass sie es ähnlich sah. Israel und Rebecca Taube hatten ihre Tochter von Kindesbeinen an in mehreren Sprachen unterrichtet, damit ihr, wie sie es formulierten, die Welt offenstand. Sie sprach neben Deutsch und Hebräisch sehr gut Französisch sowie Italienisch, und sogar ein wenig Englisch. Leah liebte es, diese fremden Sprachen zu gebrauchen, und so machte es ihr wenig aus, wenn in ganz Südtirol seit dem Krieg in amtlichen Angelegenheiten Italienisch gesprochen wurde. Doch die Freundinnen waren sich darin einig, dass es ein ganz wesentlicher Unterschied war, sich in ein fremdes Land zu begeben und die dortige Sprache zu sprechen, oder ob eine fremde Sprache in das eigene Land kam und die Menschen plötzlich gezwungen wurden, diese Sprache zu benutzen. Leah mochte die Anpassung an die neuen Gegebenheiten etwas leichter fallen, doch das hieß nicht, dass sie sie gut hieß.

Überhaupt war Leah nicht nur klug, sondern auch gebildet. In Wahrheit war es absurd, wenn ihre Freundin behauptete, Franziska könne sie in irgendeiner Hinsicht belehren. Im Gegenteil, es wäre anmaßend, es auch nur zu versuchen. Die Taubes hatten ihrer Tochter über mehrere private Lehrer eine so umfangreiche Ausbildung zukommen lassen, für die Franziska ihre rechte Hand gegeben hätte. Manchmal, wenn es sich ergab, durfte sie zuhören, wie gelehrte Männer, die die Taubes ins Haus holten, über die Antike, jüdische Geschichte oder Astronomie sprachen. Es war wie ein Fenster in eine andere Welt, in die Welt des Wissens. Und Wissen, so Israel Taubes unerschütterliche Überzeugung, war der Schlüssel zum Erfolg. Er überhäufte seine einzige Tochter damit, um ihr jede Möglichkeit zu bieten, aus ihrem Leben das zu machen, was auch immer sie sich vorstellte. Wäre es nach ihrem Vater gegangen, hätte Leah Medizin, Jura oder Archäologie studiert. Es war nicht seine Schuld, dass sie am Ende wie er Goldschmiedin werden wollte und dabei dem künstlerisch-kreativen Aspekt mehr zugetan war als dem betriebswirtschaftlichen. Wobei sie mit ihren teils gewagten Entwürfen, Kombinationen aus Naturmaterialien und Edelmetallen, schon einige Aufmerksamkeit innerhalb der Zunft erregt hatte. Franziska war sicher, dass ihre Freundin einen erfolgreichen Weg gehen würde.

Franziskas Vater dagegen entstammte aus einer wohlhabenden, wenn auch einfachen Bauernfamilie. Doch er war ehrgeizig, und über zufällige Kontakte zu den Taubes, aus denen sich neben der engen Freundschaft der beiden damals vierjährigen Töchter eine unverbindliche Bekanntschaft zwischen den Erwachsenen entwickelte, erkannte er die Weisheit darin, seinen Kindern eine gute Ausbildung zu geben. Er arbeitete hart und sparte sich das Geld viele Jahre vom Munde ab, um alle vier Söhne aufs Lyzeum schicken zu können. Selbst Franziska durfte auf die höhere Töchterschule. Und er gab so-

gar dem beharrlichen Drängen seiner Tochter nach, ihr den Besuch der Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck zu ermöglichen.

Die beiden Freundinnen bogen von der Uferpromenade ab und passierten das Kurhaus, ein Schmuckstück des Jugendstils. Franziskas Blick wanderte hinauf zum kielförmigen Dach, über dem fünf steinerne Figuren einen Kreis bildeten und tanzten. Wie es wohl wäre, selbst über den Dächern der Stadt zu tanzen? Es sah so fröhlich aus, so unbeschwert.

Der Anblick löste etwas in Franziskas Innerem. Ihre Hand krampfte sich um den Brief. Energisch reckte sie das Kinn und straffte die Schultern. Sie wollte unterrichten. In der Sprache, die sie so liebte. Und sie würde einen Weg finden.

* * *

Schon von Weitem erblickte Franziska den Leiterwagen mit den beiden Haflingern vor dem Bahnhof.

Sie stutzte. »Was soll das denn, da sitzt ja Wilhelm auf dem Kutschbock.«

»Holt er dich ab?«

»Sieht so aus. Mutti kommt sicher gleich.« Franziska blickte auf die Bahnhofsuhr über dem Eingangsportal. »Eigentlich sollte Andreas uns mit der Kutsche abholen. Mutti fährt nicht gern mit dem Leiterwagen.«

»Komm, fragen wir Wilhelm. Wenn wir hier herumstehen, werden wir es nicht erfahren.« Leah ging energisch voran.

Franziska folgte ihr und ließ ihren Blick dabei aufmerksam über den Bahnhofsvorplatz schweifen. Es war erst Viertel vor drei, aber vielleicht war ihre Mutter ja bereits hier. Sie wollte so wenig Zeit wie möglich allein mit Wilhelm verbringen. Gut, ihre Freundin war bei ihr, aber im Beisein ihrer Mutter fühlte sie sich weniger unsicher.

»Grüß Gott, Wilhelm«, rief Leah fröhlich. »Nutzt du das herrliche Wetter für eine Ausfahrt?«

Hinter ihrem Rücken verdrehte Franziska die Augen. Es war nun weiß Gott kein Geheimnis, dass ihre Freundin den Knecht des Bruggmoser Hofes mochte. Aber musste sie darum jetzt unbedingt auf sich aufmerksam machen? Wenn sie nicht gerufen hätte, wären sie vielleicht noch ein paar Minuten unbemerkt geblieben. So aber wandte Wilhelm sich ihnen zu und sprang vom Kutschbock. Mit einer dramatischen Verbeugung zog er den Hut vom Kopf. »Gott zum Gruße, die beiden Damen.«

Franziska hielt den Brief wie einen Schutzschild mit beiden Händen vor den Oberkörper. Er würde doch nicht ...?

Wilhelm richtete sich auf und rückte den Hut ordentlich auf seinem wirren Haarschopf zurecht. Nein, er machte keine Anstalten.

Leah schritt wie eine Filmdiva auf dem roten Teppich auf ihn zu und streckte die rechte Hand aus. Franziska unterdrückte ein gereiztes Seufzen. Das war wirklich nicht zum Aushalten.

Wilhelm stieg prompt auf das Spiel ein. Er beugte sich nach vorne, ergriff ihre Fingerspitzen und hauchte einen Kuss über den Handrücken. »Habe die Ehre, Fräulein Taube.« Dabei machte er gekonnt den affektierten Tonfall eines Wiener Adligen nach. Leah kicherte bei dieser Scharade und wandte den Kopf in gespielter Verlegenheit ab. »Nicht doch, Herr Leidinger.«

Franziska biss sich auf die Unterlippe, um eine spitze Bemerkung zurückzuhalten. Sollten die beiden sich doch damit amüsieren, irgendwelche albernen Hofbräuche nachzuahmen. Sie wandte sich ab und hielt abermals Ausschau nach ihrer Mutter.

Mit halbem Ohr folgte sie der Unterhaltung hinter ihrem Rücken.

»Was für ein sonniger Tag, nicht wahr? Ist auf dem Hof viel zu tun?«

»Natürlich, wie immer. Wir bereiten die Gemüseausaat vor. Hat Franziska dir außerdem schon von unserer Kinderstube erzählt?«

»Doch, natürlich. Und von den vierzehn Geißen. Ihr Vater ist ziemlich erleichtert.«

»Was nicht verwunderlich ist. Wir haben seit dem Krieg nicht mehr so viel Glück mit den Viechern gehabt.«

»Franziska sagte vorhin, dass ihr Bruder sie abholen würde. Stattdessen stehst du hier. Was für eine freudige Überraschung!«

Wilhelm ließ sein tiefes, brummendes Lachen ertönen. Doch Franziska fiel sofort auf, dass es anders klang als sonst, aufgesetzt. Sie wandte sich um und blickte den Knecht fragend an.

Verlegen fuhr Wilhelm mit den Daumen unter die Hosenträger und zupfte sie über seinen breiten Schultern stramm. »Ja, tut mir leid. Der Andreas ist verhindert.«

Franziska runzelte die Stirn. »Was ist los? Sag es ruhig freiheraus, ich habe keine Geheimnisse vor meiner besten Freundin.«

»Der Leopold hat sich davongemacht. Heute in der Früh schon.«

»Oh, bitte nicht.« Hastig wandte sie sich ab, damit die beiden nicht sehen konnten, wie bestürzt sie über diese Nachricht war. Das waren ja großartige Aussichten. Ihr ältester Bruder hatte wieder einmal Gott und die Welt um sich herum vergessen und trieb sich vermutlich auf irgendeiner Alm jenseits von Marling oder Lana herum. Andreas, der jüngere, war ihn suchen gegangen, und jetzt stand Vaters Knecht Wilhelm hier auf dem Bahnhofsplatz. Das bedeutete, dass alle starken Rücken fehlten und Ludwig Bruggmoser sich als Einziger mit Franziskas jungen Cousinen und der Magd Rosemarie um die Arbeit auf dem Hof kümmerte. Und dazu würde ihre Mutter Teresa Bruggmoser die ganze Fahrt nach Hause jammern, weil ihr auf dem Leiterwagen von dem Geruckel schlecht wurde. Am liebsten hätte sie Leah

gefragt, ob sie für eine Weile im Gästezimmer der Taubes übernachten dürfte.

»Franziska.« Sie spürte Wilhelms Atem im Nacken, als er ungebührlich nahe an sie herantrat. Eine Gänsehaut prickelte über ihren Hals. Sie machte erschrocken einen Satz zurück und fuhr herum.

Er riss sofort abwehrend die Arme hoch. »Tut mir leid. Das wollte ich nicht.« Er nahm den Hut ab und wischte sich ein paar weißblonde Strähnen aus der Stirn. »Ich wollte nur sagen, dass ich es euch ... na ja ... so bequem wie möglich gemacht habe. Ich werde auch ganz langsam fahren, damit es nicht so schaukelt.« Er deutete mit einer linkischen Geste auf den Leiterwagen. Jetzt erkannte Franziska, dass er mehrere Leinensäcke auf den Boden gelegt hatte. Hinter dem Kutschbock lugte ein Strohhallen unter einer Decke hervor.

Sie lächelte. »Passt schon, Wilhelm. Du kannst ja nichts dafür.«

Er grinste unbeholfen, seine graublauen Augen verdunkelten sich. Leopolds ständige Ausflüge in die Berge waren natürlich eine reine Familienangelegenheit, aber es gab vermutlich kaum etwas, das auf dem Bruggmoser Hof vor sich ging und von dem Wilhelm Leidinger nichts wusste. Seit fast sieben Jahren lebte er auf dem Hof und arbeitete zuverlässig wie ein Uhrwerk. Im Geiste zählte Franziska ihn sogar schon manchmal zur Familie. Auch wenn der gebürtige Bayer nicht im Haus, sondern in einem kleinen Zimmer über dem Schuppen lebte, genau wie in der Erntezeit die Tagelöhner. An die Zeit davor, beziehungsweise vor dem Krieg, konnte sie sich kaum erinnern. Als sie noch zu fünft gewesen waren, sie als einzige Tochter unter vier Brüdern, von denen nur zwei von den Schlachtfeldern zurückgekehrt waren.

»Da kommt deine Mutter.« Leahs Ruf riss Franziska aus ihren Gedanken.

Teresa Bruggmoser tippelte würdevoll über den Platz, ganz in Schwarz, in einem schlichten Kleid mit Kopftuch und einer hochgeschlossenen Strickjacke, trotz der frühlingshaften Wärme. Wie immer wunderte sich Franziska über ihre beschwingten Schritte. Wenn sie von der Therapiesitzung mit Doktor Döhner zurückkehrte, schien sie für ein paar Stunden glücklicher. Normalerweise schlich sie über den Hof, als laste das halbe Gebirge auf ihren Schultern. Sie sprach nicht darüber, welche Behandlung der Arzt ihr zukommen ließ, und so hatte Franziska längst aufgehört, danach zu fragen.

Bevor ihre Mutter herangekommen war, näherte sich aus dem Bahnhofsgebäude ein Carabinieri. Er war höchstens so alt wie Franziska und Leah, doch seine blauschwarze Uniform mit dem Zweispitz schien ihm großes Selbstbewusstsein zu verleihen, so wie er sich in die Brust warf. Entschlossenen Schrittes lief der Polizist auf Wilhelm zu und redete in lautstarkem Italienisch auf ihn ein.

Franziska verstand ein paar Brocken Italienisch und hatte sich, wenn sie in Meran und nicht zum Studieren in Innsbruck weilte, immer mit Händen und Füßen verständigt. Es war ja auch nicht so, dass gar keiner der italienischen Carabinieri oder Verwalter sich Mühe gab, seinerseits etwas Deutsch zu sprechen. Doch die Bereitschaft der italienischen Obrigkeit hatte, so schien es ihr, in letzter Zeit rapide abgenommen. Der Wortschatz, mit dem etwas verboten wurde, wuchs dagegen beständig: *Vietato, proibito, non permesso, divieto* verstand Franziska mühelos. Ganz offensichtlich machte Wilhelm etwas falsch, auch wenn sie nicht erkennen konnte, was.

Nun war der Carabinieri herangetreten und baute sich vor Wilhelm auf, der ihn um einen Kopf überragte. Der Knecht machte sich unbewusst etwas kleiner, um keinesfalls den Eindruck zu erwecken, er würde auf sein Gegenüber hinabblicken.

Gleichzeitig hob er abwehrend die Hände und zeigte auf den Wagen und den Bahnhof.

Leah runzelte die Stirn. »Er sagt, es wäre verboten, vor dem Bahnhof zu stehen. Aber warum? Der Platz ist groß und genau dafür gemacht, dass Kutschen auf Reisende warten, fahrende Händler hier ihre Ware verkaufen können. Das verstehe ich nicht.«

»Hilf ihm, bitte.« Franziska wandte sich ab und ging auf ihre Mutter zu. Die wurde immer ganz nervös, wenn sie nur eine Uniform sah.

»Franziska, mein Spatz, hast du eine schöne Zeit mit Leah verbracht? Ist das Wetter nicht herrlich?«

»Ja, Mutti. Kommen Sie, ich helfe Ihnen auf den Kutschbock. Leider konnte der Andreas nicht mit der Kutsche kommen.«

»Nicht? Na so was.« Sie blinzelte, als müsste sie gründlich überlegen, wer dieser Andreas wäre. Franziska hakte sich bei ihr unter. Halb zog sie, halb führte sie Teresa Bruggmoser hinter den Leiterwagen auf die rechte, dem Bahnhof zugewandte Seite. Auf dem Platz hörte sie nun Leah und den Carabiniere erregt diskutieren. Was für ein Glück, dass ihre Freundin überhaupt mitgekommen war.

Sie half ihrer Mutter auf den Kutschbock und ging dann nach vorne zu den Pferden. Die beiden Haflingerstuten waren es gewohnt, geduldig auf ihren Einsatz zu warten. Franziska streichelte sie abwechselnd und spürte warme Nüstern, die ihr Kleid nach Leckereien abschnoberten. Währenddessen beobachtete sie, wie Leah wütend mit dem Zeigefinger vor dem Carabiniere herumfuchtelte, um ihm etwas begreiflich zu machen. Wilhelm war zwei Schritte zurückgetreten und hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen. *Niemals widersprechen, Kopf unten halten*, das war der Wahlspruch seines Dienstherrn Ludwig Bruggmoser. Aufgrund seiner Größe nahm der Knecht das oft genug wörtlich.

»Wilhelm.«

Als er zu ihr blickte, deutete Franziska mit dem Kinn auf den Kutschbock. Er nickte unschlüssig und schaute seinerseits auf Leah, die sich genau wie der Carabiniere immer mehr in Rage redete. Sie sprachen beide gleichzeitig aufeinander ein und fuchtelten wie wild mit Händen und Armen.

Franziska ging zu den beiden und zog Leah am Arm. »Das reicht. Wir müssen fahren, Tata braucht den Wilhelm für die Arbeit.«

Ihre Freundin fuhr herum, wollte zu einer empörten Entgegnung ansetzen und starrte Franziska dann an, als erwache sie aus einer Trance. Der Carabiniere redete im Stakkato einfach weiter.

»Der sagt, ihr dürft hier nicht mit dem Wagen stehen. Das ist doch Unfug! Reine Schikane.« Sie schüttelte fassungslos den Kopf.

»Dann sollen sie ein Schild aufstellen.« Franziska ignorierte den Carabiniere. Das konnte ihr weiteren Ärger einbringen, doch ihm zuzuhören war sinnlos, sie verstand ihn sowieso nicht. »Sollen wir dich ein Stück mitnehmen?«

Jäh fuhr Leah herum und schimpfte einmal kurz, dafür aber umso heftiger auf den Carabiniere ein, sodass dieser irritiert innehielt. Dann schob sie noch etwas nach und wechselte von einem Wort auf das nächste ins Deutsche, als wäre es das Natürlichste auf der Welt. »Nein, ich laufe. Ich muss mich abregen. So ein aufgeblasener Wichtigtuer. Fahrt nach Hause. Bis bald!«

Sie winkte Franziskas Mutter zu, die das ganze Geschehen ignoriert hatte und stattdessen mit einem versunkenen Lächeln auf dem Kutschbock thronte. Wilhelm schenkte sie ein verschwörerisches Lächeln. Der Knecht schaute von einer zur anderen und stieg dann mit einem Schulterzucken auf. Franziska nickte dem Carabiniere freundlich zu, wie um sich für etwas zu bedanken, und ging ans Ende des Wagens. Mit einiger Mühe

zog sie sich auf die Ladefläche. War ja klar, dass Wilhelm nur Augen für Leah hatte, ihr sogar jetzt noch mit unverhohlener Bewunderung nachblickte und es nicht für nötig befand, ihr auf den Wagen zu helfen. Immerhin wartete er, bis sie auf dem Strohhallen mit Blick in Fahrtrichtung Platz genommen hatte, ehe er anfuhr. Der Carabiniere hatte die Fäuste in die Seiten gestemmt und schickte ihnen noch eine letzte Schimpftirade hinterher. Franziska seufzte leise. Der kleine Mann, der vermutlich irgendwo aus dem tiefsten Süden kam und vielleicht nicht einmal ganz freiwillig hier seinen Polizeidienst versah, wirkte lächerlich. Doch der Ton derjenigen Männer, die den italienischen Staat repräsentierten, wurde immer rauer. Und es konnte sehr gut sein, dass Wilhelm oder sein Dienstherr wegen dieser Kleinigkeit noch gehörigen Ärger bekamen.

* * *

Wie versprochen ließ Wilhelm die Pferde nur im Schritt gehen, und der Leiterwagen schaukelte kaum auf der glatt asphaltierten Straße. Dennoch umklammerte Teresa Bruggmoser die Haltestange seitlich des Kutschbocks, als würden sie im wilden Galopp dahinpreschen. Am liebsten hätte Franziska genau das getan oder wäre wenigstens abgesprungen und nebenhergelaufen, um die Rastlosigkeit loszuwerden, die sie seit dem Vorfall vor dem Bahnhof in sich spürte. Das würde jedoch ihre Mutter zu sehr aufregen. Sie war ohnehin ständig in Sorge um ihre einzige Tochter und deren Gesundheit, sie würde fürchten, dass Franziska unter die Hufe der Pferde oder die Räder käme.

So konzentrierte sie sich auf den Anblick der Landschaft. Die Bäume waren zwar noch kahl, aber die Wiesen zeigten sich im zarten Frühlingsgrün. Ein blitzblauer Himmel spannte sich über das weitläufige Etschtal und berührte die Bergspitzen am

Horizont. Die Hügel um Meran waren von dunkelgrünen Nadelbäumen bewaldet, erst in der Ferne ließen sich die kahlen Berggipfel erahnen. Das Tal gehörte den Bauern mit ihren Feldern und Weiden, und vor allem den Apfelplantagen. Seit zum Ende des 19. Jahrhunderts hin das Schwemmland der Etsch entwässert worden war, wurden es von Jahr zu Jahr mehr.

Die Etsch war nicht nur wichtig für die Gegend um Meran und Bozen, sondern für ganz Südtirol. Die Italiener fanden sie sogar so wichtig, dass sie die Region nach dem Fluss benannten: *Alto Adige* bedeutete wörtlich Hochetsch.

Sie überquerten den Fluss unterhalb der Mündung der Passer über die Brücke direkt gegenüber von Marling. Das Wasser präsentierte sich in Steingrau und warf auf seiner Reise gen Süden weiße Schaumkronen. Wilhelm lenkte das Gespann um eine Linkskurve. Sie ließen die Häuser von Marling rechter Hand liegen und fuhren Richtung Lana. Ungefähr auf der Hälfte des Weges, etwas abseits des nächsten Dorfes, lag der Bruggmoser Hof, ein sogenannter Einhof. Nein, korrigierte sich Franziska im Geiste. Der Bruggmoser Hof war Geschichte. Sie hatten sich Ponte zu nennen, mit dem Namen, mit dem die italienische Verwaltung sie in den Jahren nach dem Krieg erfasst hatte. Besser, sie gewöhnte sich daran. Der Zusammenstoß mit dem Carabinieri hatte ihr wieder einmal vor Augen geführt, wer hier das Sagen hatte.

Bisher hatte Franziska keinen großen Unterschied bemerkt, ob die Regierung in Wien oder in Rom die Gesetze machte. Gut, sie hatte in den letzten Jahren mehr Zeit in Innsbruck verbracht, wo das tägliche Leben im Großen und Ganzen beim Alten geblieben war. Allein die Tatsache, dass sie zum Studieren in die Tiroler Landeshauptstadt ziehen sollen, hätte ihr eigentlich schon bewusst machen müssen, wie sehr sich die Dinge geändert hatten. Schon vor Jahren, als sie nach der Schule die Entscheidung getroffen hatte, Lehrerin zu werden, war es schwierig

geworden, überhaupt einen Studienplatz zu erhalten. Jetzt hatte sie ihren Abschluss in der Tasche und war dennoch keinen Schritt weiter. Sie durfte nicht lehren.

Sie schloss die Augen, reckte das Gesicht in die Sonne und genoss das Prickeln, das die warmen Strahlen auf ihrer Haut verursachten. Rote und schwarze Lichtpunkte tanzten hinter ihren Lidern.

Als sie ihre Mutter tief seufzen hörte, wandte sie sich zur Seite und öffnete die Augen wieder. Sie wusste, was Teresa Bruggmoser berührte. Und das rosa-weiße Blütenmeer um sie herum zog sie ebenfalls in den Bann. Apfelbäume zu beiden Seiten der Straße, so weit das Auge reichte. Weiße Blättchen wirbelten durch die Luft und bedeckten die Straße einen Fingerbreit wie Schnee.

Schweigen breitete sich um sie aus, nur unterbrochen vom gleichmäßigen Hufschlag der Pferde und einem gelegentlichen Schnauben.

Franziska ließ sich ganz in den Anblick versinken. Vereinzelt Strähnen lösten sich aus dem geflochtenen Zopf, den sie während der Fahrt um den Kopf gewunden hatte. Der warme Wind wehte ihr die Haare ins Gesicht und streichelte dazu sanft über ihre Wangen. Ihr wurde ganz warm ums Herz. Worte flogen durch ihre Gedanken, dieses Gefühl, hier an diesem Ort, unter den blühenden Bäumen, zu Hause zu sein, wurde übermächtig. Am liebsten hätte sie vor Freude geschrien. Sie öffnete den Mund und schluckte prompt einige Blütenblätter. Prustend und hustend spuckte sie sie wieder aus, musste lachen und hustete stattdessen umso mehr.

Ihre Mitfahrer wandten sich zu ihr um. Sie winkte lachend ab. Sofort lag Besorgnis in der Miene ihrer Mutter. Wilhelm grinste dagegen amüsiert und verdrehte seinen Arm, um ihr auf den Rücken zu klopfen. Sie wich ihm aus und wehrte ihn kopfschüttelnd ab.

»Alles in Ordnung, mein Spatz?«

»Schon gut, Mutti. Ich habe mich verschluckt, weil ich ein paar Apfelblüten eingeatmet habe.«

»Ja, ja, die Apfelbäume«, erklärte Wilhelm sinnierend, »vielmehr die Äpfel sind ja schon mancher Frau zum Verhängnis geworden.«

»Was soll das denn heißen?«

»Eva hat im Paradies einen Apfel gepflückt. Und damit fing der ganze Verdross doch an, oder nicht?«

Teresa Bruggmoser murmelte ganz leise etwas von Blasphemie. Niemals hätte sie es gewagt, einen Mann laut zurechtzuweisen, nicht einmal den Knecht der Familie.

Franziska schnaubte dagegen belustigt. »Wenn du es sagst?«, und zupfte sich mit den Fingerspitzen eine letzte Blüte von den Lippen. Immer noch schwirrten ihr einzelne Wörter, Satzfragmente durch den Kopf wie ungezähmte Schmetterlinge. Wenn sie erst auf dem Hof waren, würde sie sich umziehen und helfen müssen, schon weil ihre Brüder nicht da waren und ihr Vater nicht alles allein machen konnte. Aber ganz egal, wie spät es auch werden würde, sie wollte eine Geschichte schreiben, oder ein Gedicht. Das hatte sie sich schon lange vorgenommen. Und jetzt, dank der Apfelbäume schienen diese flatterhaften Wortschatten endlich Gestalt anzunehmen. Wäre doch gelacht, wenn sie nichts Hübsches zu Papier brächte.

* * *

Spät in der Nacht fuhr Franziska mit einem Ruck aus dem Schlaf auf. Ein unerkennbares Poltern folgte. Die Haustür flog auf. Mit einem genervten Knurren stand Franziska auf und zog sich eine Strickjacke über das lange Nachthemd. Offensichtlich sollte das ganze Haus die fröhliche Kunde hören, dass ihr Bruder zurückgekehrt war.

Schlaftrunken stolperte sie aus dem Zimmer. Es war ja nicht so, dass sie ihre Familie und Brüder nicht liebte. Aber allmählich trieb Leopold es mit seinen Flausen entschieden zu weit. Er konnte herumwandern, so viel er wollte, aber doch nicht zu dieser Jahreszeit, wenn auf dem Hof das Pflügen und die Aussaat anstanden. Franziska hatte dafür, dass sie ihre Mutter bei ihrem Ausflug in die Stadt begleiten durfte, den Rest des Tages und die halbe Nacht Wäsche gewaschen, bis ihre Hände sich von all dem Seifenwasser beinahe aufgelöst hatten. Das wäre eigentlich Rosemaries Arbeit gewesen, die sich jedoch um die Ziegen kümmern musste.

Franziska blieb oben auf dem Treppenabsatz stehen. Von dort konnte sie den quadratischen Flur samt Hauseingang überblicken. Eine Petroleumlampe stand auf einer Anrichte und beleuchtete die beiden jungen Männer, von denen einer den anderen stützte, wenn nicht gar halb über die Schulter geworfen trug.

»Anderl? Kann ich dir helfen?«

»Mir? Mir geht es gut. Und dem ist nicht zu helfen.«

Fluchend versuchte Andreas, seine Last loszuwerden. Vergeblich. Das Bündel, das nur Leopold sein konnte, gab ein unverständliches Nuscheln von sich und klammerte sich an die Schulter seines Bruders.

»Hackenstramm ist der, bis oben hin dicht mit Obstbrand. Geh ins Bett, Franni, ich schaff das schon.«

»Soll ich Tata wecken? Oder den Wilhelm?« Wie hatten ihre Eltern diesen Lärm überhören können? Allerdings lag das Schlafzimmer im hinteren Teil des Erdgeschosses direkt gegenüber den Ställen. Vermutlich hielten sie das Gepolter für das Stampfen von Kühen oder hörten es nicht einmal.

»Ich sagte doch, ich schaffe das.« Andreas hob zum ersten Mal den Kopf, und Franziska sah, dass sein Gesicht vor Anstrengung ganz rot angelaufen war. Die Augen lagen tief in

den Höhlen. Dichte, grauschwarze Bartstoppeln bedeckten das Kinn.

Kurz entschlossen kam Franziska die Stiege hinab.

Andreas konnte sich kaum aufrichten. Sein älterer Bruder war um einiges kräftiger gebaut und hing wie ein Bleigewicht an dessen Schulter. Franziska riss an Leopolds rechtem Arm und tauchte darunter hinweg. Leopold grunzte und verlagerte sein Gewicht.

»Herrschaftszeiten, hat der Steine in der Tasche?« Franziska bekam häufiger zu hören, dass sie zu mager wäre, um ordentlich zuzupacken. Sie selbst empfand das gar nicht so. Jetzt hatte sie allerdings das Gefühl, völlig unter dem Körper ihres Bruders zu verschwinden.

Andreas schnaufte. »Rauf mit dem jetzt ins Bett. Mir reicht es. Der hatte sich bei den Ziegen auf Urthalers Alm in einem Heuschober oberhalb von Marling verkrochen. Faselte die ganze Zeit was von Rosenzweigen. Hab ihn fast den ganzen Hang herunter hinter mir hergeschleift.«

Gemeinsam schleppten sie ihren Bruder, der wie ein nasser Sack in ihren Armen hing, die Stiege hinauf. Zum Glück lag Leopolds Zimmer direkt am Treppenabsatz. Bis vor dem Krieg hatte er sich den großen Raum mit seinen beiden Brüdern geteilt, jetzt bewohnte er ihn allein. Franziska schob mit der Fußspitze die Tür auf. Dunkelheit empfing sie. Doch sie und Andreas kannten den Weg. Sie stolperten nach links und ließen ihre Last auf das Bett plumpsen. Andreas stieß die Luft aus und setzte sich auf die Bettkante.

Franziska roch Schweiß und Ziegenkot an seiner Kleidung, vielleicht auch Erbrochenes, sie war sich nicht sicher. Sie rümpfte die Nase. »Immerhin hast du ihn gefunden. Soll er seinen Rausch ausschlafen, und dann kann Tata ihn sich morgen vornehmen. Ist genug zu tun.«

»Mir reicht's langsam, Franni. Benimmt sich so jemand, der einen Hof erben soll?«

Sie ließ sich neben ihn auf die Bettkante sinken. Jetzt konnte sie Leopolds säuerlichen Mundgeruch besser riechen, als ihr lieb war. Im Dunkeln tastete sie umher. Andreas rückte ein wenig zur Seite. Franziska schob ihren schlafenden Bruder zurecht und arrangierte das Kopfkissen so lange, bis sie sicher war, dass er nicht erstickte, falls es ihn abermals überkam.

Andreas tätschelte ihr den Handrücken. »Danke für deine Hilfe. Das war doch ganz gut, ich hätte ihn vermutlich im Flur liegen gelassen.«

Sie wollte seine Hand ergreifen, doch er entzog sie ihr. Wieder einmal. Tiefschwarze Traurigkeit überfiel Franziska plötzlich wie ein garstiges Tier. Sie ließ den Kopf hängen. An allem war dieser verdammte Krieg schuld. Sie durfte nicht arbeiten. Der älteste Bruder rannte davon und versuchte, sich mit Obstbrand umzubringen. Wenn er das nicht schaffte, würde er früher oder später auf einem der steilen Wege in die Berge abstürzen. Er ging schon auf die vierzig zu, doch es gab Tage, da benahm er sich wie ein kleines Kind. Stefan und Rudolf, die mittleren, waren gar nicht erst zurückgekehrt. Dazu hatten sie es irgendwie geschafft, auch ein Stück Seele ihrer Mutter zu töten. Und Andreas, der Jüngste, der ihr selbst der Liebste war? Genau wie Leopold war er aus dem Krieg zurückgekommen, körperlich unversehrt zwar, doch seine einstige Fröhlichkeit war dahin. Er war freundlich zu ihr, Franziska hatte immer das Gefühl, dass er sie nach wie vor liebte. Oder redete sie sich das ein, weil sie es so gern glauben wollte? Ihr war nur die Erinnerung an die Zeiten geblieben, als sie beide sich im Heu versteckt und die Älteren geärgert, gemeinsam gesungen und gelacht hatten oder mit den Haflingern um die Wette geritten waren. Und heute? Durfte sie ihn kaum einmal an der Hand berühren.

Fröstelnd umschlang sie ihren Oberkörper mit den Armen. Nichts wünschte sie sich mehr, als dass er sie an sich ziehen oder

wenigstens tröstend den Arm um ihre Schultern legen würde. Aber nichts geschah. Diese winzige Berührung am Handrücken, das war schon zu viel für ihn, mehr als er zu geben imstande war. Ihr genügte es nicht. Doch was einst gewesen war, würde sie niemals zurückbekommen.

»Dieser gottverfluchte Kaiser mit seinem Krieg.«

Andreas musste sie gehört haben, auch wenn sie nur geflüstert hatte. Aber was sollte er schon sagen?

Er erhob sich mit einem letzten Stoßseufzer. »Ich geh ins Bett. Und du solltest auch schlafen gehen. Der kommt schon wieder zu sich.« Fort war er.

Franziska blieb sitzen und lauschte auf Leopolds unregelmäßiges Schnarchen. Sie wusste, dass Anderl seinen älteren Bruder verachtete, ihn für schwach hielt, da er immer wieder diesem merkwürdigen Verlangen nachgab, sich volllaufen zu lassen, um dann hinauf in die Berge zu fliehen.

Aber war er besser, er, der dort oben in seiner Kammer hauste, die nur durch eine dünne Bretterwand vom Heuboden getrennt war? Dort war es im Sommer zu heiß, und im Winter zog es durch die Ritzen. Doch er hatte das so gewollt. Allein mit sich und ein paar Kisten voller ... Dinge aus Metall. Er bastelte, er reparierte und er wünschte sich nichts sehnlicher, als Ingenieur zu werden. Etwas, das vor dem Krieg vielleicht möglich gewesen wäre, denn für alle vier Söhne wäre auf dem Hof ohnehin kein Platz gewesen. Jetzt aber, vor allem eingedenk Leopolds seelischen Zustand, brauchte die Familie ihn. Und so zog auch Andreas sich zurück in eine Welt voller Schrauben, Schmieröl, Pleuel und Gewinde.

Sie hatte ihm nicht einmal von dem Lehrverbot erzählen können. Genau wie ihrer Mutter nicht, ihrem Vater nicht. Nur ihre Cousine Johanna war bei ihr gewesen, als sie heute Morgen den Brief erhalten hatte. Sie konnte einigermaßen gut Italienisch lesen, hatte ihn übersetzt. Danach hatte sie zugehört

und immerhin versucht, Franziska zu trösten, doch sie war mit ihren kaum vierzehn Jahren noch zu jung, um das gesamte Ausmaß zu ermessen. Erst Leah hatte sie am Mittag bei ihrem Treffen in Meran ein wenig auffangen können.

Diejenige, die hier auf dem Hof wirklich einsam war, war Franziska.